Pommersche Heimat

Einzelnummer 5 Pfg. **Beilage zur Fürstentumer Zeitung, Köslin** Einzelnummer 5 Pfg.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Deutsche-Str. 13 zu richten.

Herausgegeben in Verbindung mit dem Landes-Verein Pommern des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 4. Auflage **Stettin, 15. April 1917.** 16 100 **6. Jahrg.**

Zwei Volkssagen aus der Gützkower Gegend.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Von einem Freunde pommerscher Volkskunde, der zurzeit als Unteroffizier im Felde steht, erhielt ich die beiden folgenden Sagen, die nach mündlichem Bericht draußen im Felde aufgezeichnet sind.

1. Der Rotjack und der Bauer.

Ein Bauer aus der Gützkower Gegend (Kr. Greifswald) ging eines Tages in den Wald, um Holz zu holen. Unterwegs begegneten ihm zwei Männer, die fragten ihn, wohin er wolle; als er sagte, daß er Holz holen wolle, rieten sie ihm, er möge lieber zu Hause bleiben, da es in dem Walde nicht geheuer sei. Der Bauer aber folgte dem Rate nicht, und als er in den Wald kam, traf er hier einen kleinen Kerl mit einer roten Jacke, mit dem er alsbald ins Gespräch kam. Zuletzt sagte der Rotjack zu dem Bauer: „Wenn du bis morgen meinen Namen weißt, so komm morgen wieder, dann wirst du von mir einen großen Berg Geld empfangen!" Der Bauer kam ohne Holz nach Hause, und als seine Frau ihn deswegen fragte, entgegnete er: „Ich bin heute nicht dazu gekommen; morgen werde ich noch einmal in den Wald gehen". Weiter wollte er nichts sagen.

Am nächsten Tage ging der Bauer von neuem nach dem Walde und traf auch wieder die beiden Männer, die ihm ebenso wie tags zuvor vom Betreten des Waldes abrieten. Aber er ließ sich dadurch nicht aufhalten. Im Walde traf er den Rotjack, der schon auf ihn wartete und ihn sogleich fragte: „Kennst du meinen Namen?" Der Bauer antwortete: „Du heißt Peter." — „Ach, Peter, Peter, Peter!" lachte der Kleine und hüpfte dabei hin und her. Der Bauer sprach: „Dann heißt du Christoph!" — „Ach, Christoph, Christoph, Christoph!" lachte der Kleine von neuem. — „Na, dann heißt du Jochen Ab!" Da wurde die Rotjack wütend und raste und tobte umher; denn Jochen Ab hieß er in Wirklichkeit; und weil solche Wesen dasjenige halten müssen, was sie einmal versprochen haben, so mußte er auch den großen Berg Gold herausrücken und dem Bauer ausliefern. Kaum aber war das geschehen, so war der Rotjack mit einem Male verschwunden.

Der Bauer hat seine Begegnung mit dem Rotjack später oft erzählt, aber niemandem hat er mitgeteilt, wer ihm den Namen des Kleinen verraten hat.

2. Die versunkene Stadt bei Gützkow.

Im See bei Gützkow ist eine Stadt untergegangen. Da wo der See am tiefsten ist, steht die Kirche, und die Kirchturmspitze kann man in der Neujahrsnacht deutlich über den Wasserspiegel hervorragen sehen. Die Kirche hat ehedem zwei Glocken gehabt: eine davon befindet sich noch jetzt in Gützkow, die andere aber ist mitsamt der Kirche und der ganzen Stadt in den See versunken. Zu bestimmten Zeiten kann man um zwölf Uhr mittags die versunkene Glocke unten im Wasser läuten hören.

Aus dem Felde mitgeteilt von Lehrer H. Haase (nach mündlicher Erzählung).

Die erste Sage, deren Inhalt unwillkürlich an das Grimmsche Märchen „Rumpelstilzchen" erinnert, interessiert uns besonders wegen des Namens „Jochen Ab". Derselbe Name kehrt nämlich in einer anderen pommerschen Sage wieder, die im Kreise Anklam lokalisiert ist. Bei Jahn Nr. 253 heißt es: Der Fanglturm in Schwerinsburg steht mit dem wohl eine Meile davon entfernten Steinturm vor Anklam durch einen unterirdischen Gang in Verbindung. In dem Gange treibt bis auf den heutigen Tag ein verwünschtes Wesen, ein ganz kleines Männchen, Jochem Abt genannt, sein Wesen. Der fährt jede Nacht, Schlag zwölf Uhr mit einem Wagen vor den sechs weiße Mäuse gespannt sind, vom Fanglturm in Schwerinsburg ab und bringt die Schätze desselben nach Anklam zum Steinturm; um ein Uhr ist nichts mehr von ihm zu sehen. Einen Bauer, der ihm den verfallenen Gang neu aufpflügte, hat Jochem Abt reich beschenkt.

Jochem Abt (Jochen Ab) ist ein elbisches Wesen, ein Erdgeist, ein schatzhütender Zwerg. In der Anklamer Sage scheint er noch eine besondere, nicht mehr deutlich erkennbare Rolle zu spielen. Von dem Fanglturm heißt es nämlich weiter, daß „dort geheime Beratungen einer Brüderschaft stattfanden, die ähnlich waren wie die Freimaurer, deren Namen man aber jetzt nicht mehr kennt". Mit dieser geheimen Brüderschaft ist offenbar die Gesellschaft der Putzkeller gemeint, die im 15. Jahrhundert dreißig Jahre lang in Vorpommern (besonders im Barthischen Distrikt) ihr Unwesen getrieben hat, worüber uns die Pomerania (ed. Gaebel I. S. 362 f.) einen ausführlichen Bericht überliefert hat.

Jedenfalls ist es mit Freuden zu begrüßen, daß wir über Jochem Abt jetzt noch eine weitere Sage besitzen.

Die zweite Sage bildet ein Gegenstück zu der bei Temme überlieferten Sage über das pommersche Sodom und Gomorrha (Nr. 165). „In der Gegend, wo jetzt die Stadt Gützkow liegt, war früher eine Stadt, die sehr in Sünde lebte, so daß Gott ihren Untergang beschloß wie den von Sodom und Gomorrha." Und am Schluß heißt es: „Die Stadt hat mehrere Türme gehabt, die noch aufrecht im Wasser stehen, denn es begegnet den Fischern oft, daß sie mit ihren Netzen auf die Turmspitzen geraten." Von den Glocken enthält die Temmesche Fassung der Sage nichts.

Mühlensagen aus Pommern.

Von Prof. Dr. A. Haas.

14. Was die Mühle spricht.

Bei andauernd schwachem Wind knarrt die Mühle:

'T geht tum Verdarw,
't geht tum Verdarw!

Wird der Wind etwas stärker, so tröstet sie sich:

Noch nich, noch nich!

Wird der Wind aber so lebhaft, daß es flink wegmahlt, so frohlockt sie:

Knick knacken, knick knacken,
Vom Schlegel dree Matten!

Pom. Vkde. VII S. 111.

15. Spuk auf der Hohenzahdener Mühle.

Die auf dem linken Oderufer, zwischen Stettin und Gartz gelegene Hohenzahdener Mühle wurde am 29. März 1912 durch eine Feuersbrunst zerstört. Die Mühle war ein verhältnismäßig altes Bauwerk, da sie nachweislich im Jahre 1707 erbaut worden war. In dieser Mühle ist es von jeher nicht recht geheuer gewesen. Einst schlief der Müller des Nachts auf der Mühle; da fiel plötzlich etwas Schwarzes, das vier Beine hatte, auf ihn und suchte ihn zu erwürgen. Der Müller aber wehrte sich tatkräftig und zwang das Ungeheuer, sich unverrichteter Sache zu entfernen. In der Dunkelheit konnte der Müller zwar die Gestalt des Ungeheuers nicht erkennen, aber sicher ist es doch, daß es der Teufel in irgend einer Tiergestalt gewesen ist.

Eigentümlich war es auch, daß der Müller des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr niemals allein vom Dorfe zur Mühle gehen durfte. Entweder nahm er sich einen Begleiter mit auf den Weg, oder er richtete es so ein, daß er den Weg erst nach 12 Uhr machte. — Aus Hohenzahden mitgeteilt von W. H.

15a. Pülse in Mühlen.

Pülse halten sich in Häusern und namentlich in Mühlen auf, wo sie von ihnen hingesetzter Milch leben und dafür allerhand Dienste verrichten. Besonders melken sie die Kühe, striegeln die Pferde oder arbeiten in der Küche. Man muß sich aber hüten, ihnen einen Rock oder ein Paar Schuhe hinzulegen, denn dann verlassen sie augenblicklich ihren bisherigen Aufenthaltsort. Sie gehen in kurzen roten Jäckchen einher, die nicht im besten Stande sind und oft Blößen zeigen, so daß es einem wohl das Herz bewegen möchte, wenn man sie sieht. Kuhn und Schwartz: Nordd. Sagen, Nr. 17.

16. Der Kobold auf der Cunower Mühle.

In Gatow trieb zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Kobold sein Unwesen. Zuletzt wurden die Leute seiner überdrüssig und entledigten sich seiner, indem sie ihn über drei Feldscheiden, nämlich über die Grenzen der Feldmarken von Gatow, Vierraden und Blumenhagen, führten. Als sie auf der Cunower Feldmark angelangt waren, ließen sie den Kobold stehen und gingen eiligst nach Gatow zurück.

Der Kobold ging nun nach der Cunower Mühle und bot dem Müllergesellen seine Dienste an, die dieser auch annahm. Eine Zeitlang ging auch alles gut, aber bald machte der Kobold auch hier wieder seine tollen Streiche, und der Müllergeselle grübelte Tag und Nacht, wie er ihn wieder loswerden könnte. Endlich hatte er ein Mittel gefunden: er bohrte ein ziemlich großes Loch in den Mühlständer und fragte den Kobold, ob er sich wohl getraue, in das Loch hineinzukriechen. Als dieser bejahte und in dem Loch verschwand, nahm der Geselle schnell einen großen hölzernen Nagel, den er schon vorher bereitgestellt hatte, und schlug diesen in das Loch, so daß der Kobold in dem Mühlständer gefangen wurde. Darüber ist ein Menschenalter vergangen, und niemand hat während der ganzen Zeit etwas von ihm wieder gehört oder gesehen. H. Gaede: Märkisch-Pom. Volkssagen, S. 40. Vergl. Jahn Nr. 144 Pom. Vkde. IV S. 127 f.

17. Nächtliche Spukgeschichten.

Auf dem Wege Eichelshagen = Groß-Möllen (Kreis Pyritz) sollen des Nachts an der in der Nähe gelegenen Mühle weiße Gespenster sichtbar werden. Bei der Obermühle soll zuweilen ein Kalb ohne Kopf die nächtlichen Wanderer in Schrecken setzen. — Mitgeteilt vom Oberprimaner Piper.

18. Die Müllerstochter in Wudarge als Mahrtreiterin.

In Wudarge (Kreis Saatzig) lebte einst ein Mühlenbesitzer, welcher drei Töchter hatte. Die jüngste von diesen Töchtern war die hübscheste; außerdem war sie gesund, lebenslustig und mit einer schönen Stimme begabt. Ihr Frohsinn aber begann allmählich zu schwinden, sie verlor ihre roten Backen, zeigte Unlust bei der Arbeit und klagte oft über Müdigkeit. Wenn ihre Eltern einen Arzt holen wollten, so erhob sie Widerspruch und behauptete, nicht krank zu sein; sie beklagte sich auch nie, doch sah man sie öfter weinen.

Eines Nachts hörte ein Jakobshagener Bürger, der auf dem Wege nach Stargard war, in der Nähe von Pansin einen lieblichen Gesang, und als er stehen blieb, um besser hören zu können, merkte er, daß der Gesang näher auf ihn zukomme. Es war heller Mondschein, und infolgedessen sah er, daß auf dem Fußsteige ein Siebrand herangerollte. Der Mann war mit einem Handstock bewaffnet, welcher von einem Kreuzdorn am Johannistage mittags zwischen 11—12 Uhr mit einem Hieb geschnitten war, und ein solcher Stock schützt bekanntlich gegen jede Hexerei. So trat er denn einen Schritt seitwärts, und als der Siebrand neben ihm war, stieß er ihn mit dem Stocke um. Alsbald stand die jüngste Tochter des Wudarger Müllers an der Stelle. Sie bat ihn dringend, er möge doch den Siebrand wieder aufrichten, sonst könne sie niemals erlöst werden. Sie sei dazu verurteilt, in mondscheinhellen Nächten auf einem Siebrand nach Krüssow zu fahren und den einzigen Sohn des dortigen Mühlenbesitzers als Mahrt zu reiten. Er könne daraus ersehen, daß sie diese Nacht schon einen weiten Weg gemacht habe; vor Sonnenaufgang müsse sie aber wieder in Wudarge sein. Darauf richtete der Mann den Siebrand auf, und in demselben Augenblick verschwand das Mädchen, und der Siebrand rollte von dannen.

Am anderen Morgen ging der Mann zum Wudarger Müller und erzählte ihm, was er in der Nacht mit seiner Tochter erlebt habe. Der Müller zog nun einen klugen Mann zu Rate, und dieser traf folgende Anordnung: man müsse genau darauf achten, wann die Mahrtreiterin das Haus verlasse, dann müsse ihr ein Reiter folgen und sich so einrichten, daß er sogleich mit ihr in Krüssow ankomme; dort werde sie sich in einen kleinen Vogel verwandeln und in dieser Gestalt durch irgendein Loch in die Stube des Müllerssohnes huschen; das Loch müsse sofort verstopft werden; dann werde sich der Vogel in das Mädchen zurückverwandeln, und sie werde bitten, daß das Loch wieder geöffnet werde. Dies dürfe ihr um keinen Preis verweigert werden, das Mädchen werde sogleich verschwinden und als Vogel zurückfliegen; denn wie die Hinfahrt gewesen, so müsse auch die Rückfahrt sein. Wenn das Mädchen dann nach Wudarge zurückgekehrt sein werde, werde auch der Bann von ihr genommen sein.

Wie der kluge Mann gesagt hatte, so trug sich in der folgenden Nacht alles zu. Als das Mädchen in der Stube des Krüssower Müllerssohnes gefangen war, bat sie mit innigen Worten, man solle doch ja das Astloch am Fensterrahmen, durch welches sie als Vogel hineingeschlüpft war, wieder öffnen, denn sie müsse auf demselben Wege, auf dem sie hereingekommen sei, auch wieder hinausschlüpfen; sonst müsse sie an einem anderen noch entfernteren Orte von neuem mahrtreiten. Darauf wurde das Loch geöffnet, und das Mädchen verschwand und gelangte unversehrt nach Wudarge zurück. Sie war jetzt von dem Banne befreit und hat nie wieder als Mahrt im Siebrande fahren brauchen. Nach einem Jahre war sie Müllersfrau in Krüssow.

Das sonderbare ist, daß die beiden Müllerfamilien in Wudarge und Krüssow schon seit langer Zeit miteinander verwandt waren. — Mitgeteilt von Herrn Lehrer F. Knack in Jakobshagen.

Der **Verlag Richard Hermes**, Hamburg, überreicht der deutschen Lesewelt heute eine besondere Gabe: **„To Hus“** heißt das Buch, „ein Mund vull plattdütsche Rimels von Hans Much un ne Hand vull plattdütsche Biller von Frido Witte.

Hans Much, den Namen möchte ich in recht viele Herzen klingen lassen, denn er tritt als ein ganz Fertiger, Reicher und Eigener vor uns. In ihm ist der plattdeutschen Sprache wieder ein rechter Künstler, dem plattdeutschen Vers ein überlegener Könner, der heimatlichen Kunst ein Talent von priesterlicher Kraft erstanden. Viele ringen heute im niederdeutschen Rosengarten um den Kranz; aber Plattheiten, Witzeleien und Unvermögen begegnen uns nur zu oft statt poetischer Gestaltung und phantasiedurchtränkter Empfindung. Seit Klaus Groth in Schleswig verstummte, in

Mecklenburg Brinckmann und bei uns Anne-Marie Schulten hat kaum jemand in unsrer heimischen Mundart Lieder gesungen, die so das Herz zu meistern vermögen wie diejenigen von Hans Much. Die Gedrängtheit und Auslese der Gedanken, die Schlagkraft des Ausdrucks, die Fülle neuer Wendungen, die seltenen Reime, dazu die Echtheit der Empfindung und der musikalische Reiz der von eigenartigem Rhythmus beseelten Sprache halten uns vom ersten bis zum letzten Wort unter dem bannenden Eindruck: Ein starker Dichter spielt auf dem Instrument der Seele und der Sprache, ein Künstler uraltneuer Geheimnisse ist wieder unter uns aufgestanden und führt uns in Heim und Haus, Heide und Hof, Natur und Menschenhang und lehrt uns wieder auf die heimlichen Stimmen im Innern der Dinge und der Seele lauschen. Hans Much hat den Beruf dazu. Er ist gewandert hin und her, hat Weltlauf und Lebensringen in der Fremde betrachtet und erkannt, daß in unsern Tagen nicht das Stille, Feine, tief Beglückende Trumpf ist, sondern der verführerische Schein der Afterkunst, die brutale Geschäftsgier und die freule Genußsucht. Da ist er heimgekehrt in seine mecklenburgische Heimat und hat sich eingesponnen in das Traulichtum abgesonderter Eigenwelt, dort wartend, bis die Zeit reif für seinen geduldig wartenden Tag werde. Inzwischen drängte es ihn, vom goldenen Ueberfluß des eigenen Herzens mitzuteilen, Freunde zu werben und — sieh da! da kam das Glück: er fand einen Gesinnungsgenossen in dem Maler der Heide, dem Hannoveraner Frido Witte, der seine Gedichte in stimmungsvolle Schwarzweißblätter übersetzte. Beim beschauenden Genießen dieser zwanzig Bilder, die auch das verwöhnteste Auge befriedigen, wird uns warm ums Herz: so künstlerisch reif und so innig warm verstehen Griffelkünstler der Gegenwart selten mit uns zu reden. Wir denken an Richter und Rethel, ja uns wird manchmal so feierlich zu Mute, als läsen wir in den Holzschnittfolgen des großen Albrecht von Nürnberg. Diese Bilder sind ein Hohes Lied auf die unergründlich tiefe Welt des deutschen Hauses und des deutschen Lebens und eine treffliche Kost für unsere Tage. Das sind die Dinge, um die der grause Kampf heute geht, das sind die Gegenstände der Sehnsucht, um die vom Schützengraben her Nacht für Nacht Millionen Träume flattern, das sind die letzten Gedanken derer, die mit dem stummen Laute „Heimat" auf der Lippe in den letzten Schlaf sinken. Möchten viele Hände unsern plattdeutschen Helden draußen dieses Büchlein reichen, es könnte zu einem Kraftborn werden, aus dem Tausende sich heiligen Siegeswillen tränken.

Eine Schale voll aus dieser Quelle möge dem Dichter Freunde werben:

Summer.

De Wischen gräun, de Feller geel.
De Luft voll Ruch nah Brod un Mehl.
Oll Vadder Dod liggt in 't Versteck,
liggt linglang achter 'n Rosenheck.
Deit hüt woll nich de lüttste Katt,
nich den lüttsten Vagel wat,
vergett heil sacht, woher hei stammt.
verdrömt hüt rein sin Heilandsamt.
Nee, wat de Ros' so gläugnig bläuht!
Pedd sachting up! Hei is ok mal mäud.

H. P.

Schutz den Ringelnattern!*)

Von Martin Braeß.

Unter den Wirbeltieren unsrer Heimat sind die Reptilien am schwächsten vertreten. Wenn wir von ein oder zwei ganz vereinzelten Seltenheiten absehen, so beschränkt sich die Zahl ihrer Arten auf drei Schlangen und ebensoviel Eidechsen. Aber auch diese wenigen, allgemeiner verbreiteten Arten sind in schnellem Rückgang begriffen. Noch vor dreißig, vierzig Jahren ein gewisser Reichtum gegenüber der Armut von heute, und das empfinden alle Freunde der heimatlichen Tierwelt aufs schmerzlichste. Die Ursachen sind unschwer zu erkennen. Die Kultur führt fortgesetzt einen Vernichtungskampf gegen die Natur, indem sie die Daseinsbedingungen vieler freilebender Tiere von Jahr zu Jahr ungünstiger gestaltet. Gerade die Kriechtiere, daneben auch die Lurche, vermögen nicht, sich den veränderten Lebensbedingungen anzupassen; sie sind mehr an die Scholle gebunden als z. B. die Vögel, und so bedeutet für sie eine Veränderung ihres Wohnorts, wie sie die moderne Bewirtschaftung von Wald, Wiese und Feld, die Entwässerung von Sumpf und Moor, die Verunreinigung der Flüsse durch die Abwässer der Fabriken und andere Kulturarbeiten nach sich ziehen, nicht etwa nur das Zeichen zur Auswanderung, sondern den sicheren Tod.

Selbst unsere häufigste Schlange, zugleich die größte und schönste, die Ringelnatter, ist in manchen Gebieten, wo sie noch vor kurzem recht häufig war, völlig verschwunden, an andern Orten geht ihr Bestand stark zurück. Es fragt sich nun, ob wir nicht doch etwas tun können, unsrer Heimat das schöne und interessante Tier zu erhalten. Gewiß, den eben angedeuteten Kulturarbeiten gegenüber sind wir machtlos, aber die Ursachen, die zur Verminderung der Ringelnatter, ebenso der Haselnatter, geführt haben, sind damit keineswegs erschöpft, und gegen diese Ursachen uns zu wenden, ist unsre Pflicht. Da gilt es zunächst, die törichte Schlangenfurcht zu bekämpfen, die so manchem unschuldigen Reptil das Leben kostet. Wie oft hat man's doch schon gesagt, daß in unsrer Heimat einzig die Kreuzotter giftig ist; aber man scheint tauben Ohren zu predigen, wenigstens vergeht kein Frühjahr, ohne daß ich nicht ein paar tote Ringelnattern am Wiesenweg finde, die eine rohe Hand mit Stock und Steinen grausam erschlagen hat. Die Ausrede, man habe die Schlange für eine Kreuzotter gehalten, ist herzlich faul; denn beide Tiere sind so verschieden in ihrem Aeußern, wie etwa Fliegenschwämme und Steinpilze. An den gelben oder mehr weißlichen Halbmondflecken hinter dem Kopf ist ja die Ringelnatter ohne weiteres sicher zu erkennen, selbst aus größerer Entfernung. Nein, Unkenntnis wird es weniger sein als vielmehr eine allgemeine Schlangenfurcht, die so manchen zum tödlichen Streich ausholen läßt. Und dann der Aberglaube im engeren Sinne. Auf dem Dorf, wo man die Ringelnatter nicht selten in der Nähe der warmen Ställe oder der Dungstätten antrifft, behauptet man noch immer, sie sauge den Kühen oder den Ziegen die Milch aus dem Euter. Und doch hat noch nie ein sterbliches Auge solch Wunder geschaut; nur das Märchen weiß zu erzählen, wie die „Hausunke" mit dem goldenen Krönchen — das ist eben die Ringelnatter — täglich mit dem Kinde aus dem Milchschüsselchen aß. Die Eier der Schlange bringen Unglück über den Hof und seine Bewohner: Feuer und Krankheit. Schule und Haus sollten nicht müde werden, auf das Törichte solcher Schlangenfurcht und solchen Aberglaubens hinzuweisen. Wenn freilich die Erwachsenen beim Anblick jedes Reptils laut aufkreischen oder davonlaufen, so stecken sie die Kinder mit ihrer lächerlichen und albernen Furcht nur an und untergraben die natürliche Zuneigung unsrer Kleinen zu allem, was kriecht und fliegt. Die Behauptung, die Furcht vor der Schlange beruhe auf einem angeborenen Instinkt des Menschen, entbehrt jeder Begründung; ich könnte sie durch zahlreiche Beobachtungen widerlegen.

Weiter haben alle Reptilien — Schlangen wie Eidechsen — unter dem Massenfang für zoologische Handlungen schwer zu leiden. In jedem Frühjahr kann man's beobachten, wie Fänger von Profession mit ihren Fanggeräten aufs Land hinausziehen und nun soviel als möglich zu erbeuten suchen. Die zur Schau gestellten Glaskästen der Händler füllen sich um diese Zeit immer mehr an, daß es geradezu wimmelt. Was krepiert, wird weggeworfen oder kommt in Spiritus. Jeder kann die Tiere um wenig Geld kaufen; ob er etwas von ihrer Pflege versteht, danach fragt niemand. Die wahren Freunde der Natur, denen man ein mit Kleintieren besetztes Terrarium oder Aquarium gewiß gönnen wird, sollten sich gegen solchen Massenfang wenden, am allerwenigsten aber von derartigen Fängern oder Händlern etwas kaufen. Unsre heimischen Tiere sind nicht dazu da, daß man sie als Ware erniedrigt. Sie sind auch nicht das Eigentum eines einzelnen oder einer kleinen Gruppe von Leuten, die sich an ihnen bereichern wollen, sondern sie gehören der Gesamtheit. Auch der Aermste hat ein Anrecht darauf, daß die natürliche Schönheit seiner Heimat, die

*) Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz.

Mannigfaltigkeit ihrer Tiere und Pflanzen unversehrt erhalten werde. Wir brauchen unbedingt ein Gesetz, das derartigen Massenfang verbietet und die Kriechtiere und Lurche nebst ihrer Brut in Schutz nimmt, ähnlich, wie das Reichs-Vogelschutz-Gesetz unsre gefiederten Freunde. Dieses sowie strenge Jagd- und Fischerei-Gesetze nehmen sich so vieler freilebender Säugetiere, Vögel und Fische an — nur die Kriechtiere und Lurche sind rechtlos. Jeder kann sie ungestraft töten und ihre Brut vernichten — aus Laune, aus Roheit, aus Dummheit. Soll das immer so bleiben?

Schon durch ministerielle Verordnungen oder durch polizeiliche Erlasse läßt sich manches erreichen. So könnten, um nur ein Beispiel anzuführen, alle Forstbeamten, Wald- und Straßenwärter angewiesen werden, sich dieser Kleintierwelt anzunehmen — natürlich immer abgesehen von der Kreuzotter. Für Aquarien- und Terrarienfreunde eröffnet sich ein besonders dankbares Feld ihrer Tätigkeit, wenn sie irgendeine passende Stelle, die als Wohnort von Kriechtieren und Lurchen in Betracht kommt, käuflich erwerben oder doch auf eine lange Reihe von Jahren hin pachten würden; auch ließe sich in manchen Fällen mit dem Besitzer ein Vertrag schließen, der diesen verpflichtet, keine Veränderungen vorzunehmen und der Tierwelt Schutz zu gewähren. Also Naturschutzgebiete im kleinen, die — eben weil sie klein sind — sich um so leichter verwirklichen lassen. Es sind in dieser Richtung bereits einige Erfolge zu verzeichnen.

Unser Verhalten zur Tierwelt wird durch die Frage: nützlich oder schädlich? leider viel zu hoch beeinflußt. Als ob die Antwort auf solche Frage so einfach wäre! Auf dem Speisezettel der Ringelnatter sind an erster Stelle Frösche verzeichnet; wo diese fehlen, da finden sich auch Ringelnattern nur selten. Sind nun die Frösche nützliche oder schädliche Tiere? Sie fressen Landinsekten, Raupen, Würmer, Spinnen, Schnecken, Fisch- und Froschbrut, ihresgleichen, junge Schlangen u. a., also Tiere, deren Nutzen oder Schaden gleichfalls nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Man sieht, die Erörterung der Frage: nützlich oder schädlich? führt uns kaum zu einem sicheren Ergebnis. Aber die Ringelnatter frißt neben Kaulquappen und Molchlarven auch kleine Fische. Leider, denn dadurch hat sie sich bei unsern Fischzüchtern recht verhaßt gemacht. Man wird es diesen nicht verdenken können, wenn sie die Ringelnattern, die sehr gute Schwimmerinnen sind, von den für künstliche Fischzucht eingerichteten Teichen fernhalten. Sie aber nun überall an Bächen, Flüssen und Teichen ausrotten zu wollen, das wäre ein Frevel an der Natur. Oder glaubt wirklich jemand, wenn man alle Ringelnattern, dazu die Eisvögel, Wasseramseln und alle andern Verehrer von Fastenspeisen vernichten wollte, daß sich dann unsre Gewässer wieder zu reichen Fischgründen verwandeln würden? Nimmermehr! Um unwiederbringliche Reize wäre unsre Heimat ärmer — das würde der ganze Erfolg sein. Daher Schutz auch den schutzbedürftigen Kriechtieren und Lurchen, an erster Stelle der Ringelnatter, die recht wohl imstande ist, einen kleinen Ausschnitt einer Landschaft reizvoll zu beleben!

Ein Patenbrief.

Im Weizacker, auch anderswo in Norddeutschland, war es früher allgemein Sitte, daß der Pate dem Täufling einen sog. Patenbrief in das Taufkissen steckte. Es war dies ein mehr oder minder kunstvoll geschriebener, mitunter vom Paten selbst verfaßter Taufspruch, der zusammengefaltet das „Angebinde", meist großes oder kleines Geld, umhüllte. Ein Taufspruch aus Brietzig (Kr. Pyritz) liegt mir im Original vor und sei hier abgedruckt:

So trägt mann dich nunmehr, o liebstes Kind, zur Tauff,
Es folgt dir auf dem Wege des Himmels Bürger Haufe,
Die Sternen lichte Schaar, und freuen sich, daß du,
Got einverleibet wirst. Sie fliegen ab und zu.
Sind fröhlich und getrost. Gott schreibt schon deinen Namen,
Den dir der Vater gab, zum auserwählten Saamen
Ins große Lebens-Buch. Du aber, liebes Kind,
Sei fromm und friedenreich und wachse groß geschwinde.
Erfülle meinen Wunsch, damit auch deine Pathen
Und liebste Eltern sehn, daß du seist wohlgerathen.
Ach wollte, wollte Gott, daß währ mit dir zugleich
Geboren Frömmigkeit, so währst du ewig reich.*)

Dieses wünsche von Herzzen
meinen lieben Pathen
Samuel Grap.

Brietzig d. 26ten November 1811.

Leider wird dieser fromme, von den Vätern ererbte Brauch heute nur selten noch geübt, und sein gänzliches Verschwinden wird sich nicht mehr abwenden lassen. B.

* Das Original läßt die Verseinteilung äußerlich nicht hervortreten und zeigt hinsichtlich der Satzzeichen einige Abänderungen.

Verein Naturschutzpark, E. V., Sitz Stuttgart.

Der Kampf um die heimatliche Scholle ist den Bestrebungen des Vereins Naturschutzpark ein starker Förderer gewesen; das zeigte die in Stuttgart abgehaltene 5. Hauptversammlung, zu der sich trotz der Kriegszeit auch auswärtige Mitglieder, besonders aus der Lüneburger Heide, aus Salzburg, sowie Vertreter der Ortsgruppen Bremen, Mainz und Wiesbaden eingefunden hatten. Obgleich während der abgelaufenen beiden Kriegs-Vereinsjahre von einer Beitragsleistung der im Felde stehenden Mitglieder vollständig abgesehen und auch den übrigen Mitgliedern die Zahlung und Höhe des Beitrags freigestellt war, konnte der Verein, wie aus dem Bericht des Vorsitzenden, Gutsbesitzer Erwin Bubeck, Schloß Eschenau, zu entnehmen war, seinen Besitzstand in der Lüneburger Heide (3576 ha) und in den Salzburger Alpen (1150 ha) unvermindert erhalten. Die Mitgliederzahl hat gegenüber der bei Kriegsausbruch, ungeachtet mancher beklagensweter Ausfälle durch Tod im Feld (Hermann Löns, Georg Muschner u. a.) sogar eine Erhöhung erfahren; sie betrug am 1. Oktober ds. Js. 13 542, das Vereinsvermögen rund 1.400 000 Mark. Bei der satzungsgemäß vorgenommenen Wahl des Arbeitsausschusses wurden die bisherigen Mitglieder, soweit sie nicht schon vorher eine Wiederwahl abgelehnt hatten, wiedergewählt. Die Geschäftsstelle, Stuttgart, Pfizerstraße 5, welche auf Wunsch Werbeschriften kostenlos versendet, erhält täglich, besonders auch aus dem Felde, zahlreiche zustimmende Zuschriften, so daß auch weiterhin, und namentlich für die Zeit nach dem Kriege, mit einer lebhaften und glücklichen Entwicklung dieses großzügigen und gemeinnützigen Unternehmens gerechnet werden kann, das einen Teil des heimatlichen Bodens in seinem ursprünglichen Charakter unversehrt erhalten will, um es unseren Kindern und Enkeln als köstliches Erbe zu hinterlassen: Ein edles und im besten Sinne des Wortes patriotisches Ziel!

Ohne Rücksicht auf die Bestrebungen des Heimatschutzes hat der Bundesrat den seit 1908 verbotenen Fang von Krammetsvögeln mittels Dohnen (Pferdehaarschlingen) leider wieder zugelassen. Die auch unsere Interessen vertretende Zeitschrift „Aus dem Ostlande" nimmt zu dieser Verordnung folgendermaßen Stellung:

„Man scheint in Berlin zu glauben, daß durch den Fang etlicher Drosseln wichtige Fleischnahrung dem „Volke" zugeführt werde, bedenkt aber offenbar nicht, daß mit den eigentlichen Krammetsvögeln auch sehr viele Singvögelchen in den Pferdehaarschlingen erdrosselt werden. Es ist ein Jammer, wenn man in solch einem Dohnenstieg z. B. Rotkehlchen hängen sieht, die, angelockt von den Beeren, mit einem Ständerchen in die Schlinge geraten sind und sich qualvoll zu Tode gezappelt haben. Kein Weidmann sollte diese Schlingenstellerei mehr betreiben, keine Behörde, selbst in dieser fleischarmen Zeit, sollte zulassen, daß im deutschen Walde ein Vogelmordbetrieb veranstaltet wird, der nicht ein Haar besser ist als die italienische Vogelfängerei. Es ist, abgesehen von der Barbarei des Fanges, auch ganz unwirtschaftlich, einige fingerhutvoll Fleisch zu „ernten" und gleichzeitig Vöglein zu vernichten, deren Brut dereinst bewirken könnte, daß tausende von Kilogramm Obst vor Gewürm und anderen Schädlingen gerettet werden. In der Ostmark treibe man vernünftigen Vogelschutz und veröde nicht die Natur um einiger menschlicher Leckermäuler willen."

Auch wir in Pommern wollen doch diese Forderung beherzigen. B.

Verantwortlicher Schriftleiter: H. Ploetz, Pölitzerstr. 37 b. Verlag: Fürstentumer Zeitung A.-G., Köslin.
Druck: Pommersche Reichspost, Druckerei- und Verlagsgesellschaft m. b. H., in Stettin.